

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 22

Artikel: Die Kreuzenbäuerin
Autor: Baltinester, Wilhelmine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. August 1934

Heft 22

Rheingesang.

Der Tag verloht ob einem frohen Lande —
Ein Tanz von Sonnenfunken irrt am Strand,
An Gipfeln hängt, wie Rosenkränze, Licht.
Wie sich die Knospenbäume zärtlich ketten
Und in narzissenvolle Wiesen betten,
Die lustigkraus ein Rebenland umfließt! . . .

Und drunten lacht mein Strom. In Wonne schauern
Springt seine Flut an Felsen und an Mauern
Und donnert wie in Lenzgewitterkraft. . .
Sie leuchtet wie von einst versunknem Golde —
Und träumt und tanzt und schäumt wie eine holde,
Unbändig junge, große Leidenschaft. . .

Sie steigt wie Rausch und wie geheimes Leben
Vom Wurzelgrund empor in alle Reben
Und wandelt sich und wird ein Quell von Wein.
Die Welt ist Lust. Die regen Winde singen,
Und weit vom Lande her mischt sich ein Klingen
Von Glocken und von Bechern tief hinein. . .

Wie bunt die Ufer und wie reich die Räume!
Die zartbeblätterten, die Knospenbäume,
Leicht hin wie edle Säulen steigen sie!
Die Welt ist so zu Wonne hingerissen —
Und leiser Laut von Lachen und von Küsselfen
Zieht zu den Sternen auf wie Melodie.

Da ist kein Trauern um Vergangenheiten,
Wo stolze Schiffe reichbefrachtet gleiten
In offne Zukunft und zum Weltenmeer —
Wo Jugend arbeitselig regt die Arme,
Und wo ihr Blut, wie dieser Strom, der warme,
In siegendfrohen Wellen strömt daher.

Ich grüß' dich, der du feurigrasch wie Lieben
Vom dunklen Quell unendlich hingetrieben,
In Ozeane stürzt, mein stolzer Rhein!
Ich grüße, was da heimlich steigt in Reben,
Ich grüß' dich, süßes, allgewaltiges Leben,
Und alle Kraft, die strömt und ringt im Sein!

Alberta von Buttlamer.

Die Kreuzenbäuerin.

Von Wilhelmine Baltinester.

Ein Wetter überdämmert den Tag. Gewitter-zwielicht verzerrt alle Farben in der Stube. Die Kreuzenbäuerin steht starr am Fenster. Drei Tage ist ihr Mann tot. Weiß türmen sich Papiere hinter ihr auf dem Tisch; es ist so düster geworden, daß sie nun nicht mehr darin wühlen, forschen, lesen kann. Aber sie weiß genug. Der

Hof, den er ihr hinterließ, ist überschuldet. Kein Ziegel gehört ihr mehr, nicht die Kuh, die die Magd dort vor dem Wetter wegführte, nicht die Ziege, deren schrilles Gemecker durch den Hof schallt. Nichts.

Groß, massig, stark bewegt sich der Körper der Frau vom Fenster fort in die Stube zum Tisch

zurück. So also steht es um sie. Der Mann hat die Hofwirtschaft nie recht verstanden, hat es gut gemeint, aber falsch getan, hat den guten ererbten Hof läppisch weitergeführt, sich ihren Ratschlägen nicht immer gebeugt, zumal zuletzt, als das Leiden schon an ihm fraß, hat sich vor ihren Augen geduckt und dann heimlich getan, wie er es wollte, und hat es zum eigenen Schaden, zum Schaden des Hofs und zum Schaden seines Weibes getan.

Ihr Hauptgläubiger ist Franz Volkers auf dem Großhof nebenan. Wenn er nun will, kann er sie in wenigen Wochen heimatlos machen. Was soll sie werden? Wirtschafterin, Magd, Bettelweib, was? Verwandte hat sie nicht, keine Freundinnen, niemand. Ihre ganze Mitgift, elterliches Erbe, das sie als Waise mitbrachte, steckt in diesem Hofe.

Wie ein Sack, todmüde, bleiern, fällt die Frau auf einen Stuhl. Starrt. Draußen tobt sich jetzt das Wetter aus. Sie hört es nicht. Ganz weit bimmelt in einem der Dörfer die Feuerglocke. Sie hört es nicht, sitzt und starrt. Sie ist arm, bettelarm hier auf dem über mud über verschuldeten Hofe. —

Am Morgen steht das Wasser des Gewitterregens noch in den Wiesen. Starkwürzigen Duft ziehen die ersten Sonnenstrahlen aus dem dampfenden Leib der Erde.

Die Kreuzenbäuerin geht zu Franz Volkers hinüber. Sie trägt ein schwarzwollenes Dreieckstuch um die starken Schultern.

Volkers ist nicht daheim. Ein Knecht holt ihn vom Felde. Sie sitzt in der großen Stube und schaut. Wohlstand und Reichtum. Zwar ist dieses und jenes nicht ganz in Ordnung, nicht so blendend sauber, wie sie es gewohnt ist, aber er ist Junggeselle, was kann er dafür? Seine Mägde müßte man einmal herrisch anpacken und ihnen die verspielten Schnauzen wie jungen Hunden tüchtig in den Schmutz stoßen. Sieh, das gehört nicht hierher! Und jenes gehört gescheuert!

Stiefel knarren vor der Tür. Volkers steht da. „Ei — guten Tag,” sagt er langsam.

Sie sitzt groß und dunkel in dem Licht, das durch die Stubentür reich auf sie fällt. Er schließt die Tür, blinzelt noch etwas geblendet vom Sonnenlicht.

„Ich bin hier”, sagt sie geradezu, „um mit dir über Kreuzenhof zu reden. Es steht schlecht, viel schlechter, als ich je wußte.“

„Ja. Ich weiß.“

„Die Ernte, die in Aussicht steht, ist mittelmäßig. Sie reicht nicht hin, dir die dringlichsten Abschlagsgelder zu zahlen. Kleine Gläubiger warten auch. Kommt der Hof zur Versteigerung, weiß man nicht, was bei diesen Seiten erzielt wird. Was willst du tun?“

„Warten“, sagt er aus der dunklen Zimmercke, in die er sich gesetzt hat.

„Wie lange?“

„Wozu darüber reden, Kreuzenfrau? Sei sicher, ich werde dich nicht drängen.“

Ein Atemstoß. Als arme Witwe wird sie also gnädig behandelt und geschont. Bitter zieht es ihr um den stolzen Mund.

„Bist du zufrieden?“ fragt er.

„Wie lange willst du zuwarten?“ begehrt sie zu wissen. Es ist ihrem harten Sinn unmöglich, das Bewußtsein zu tragen, sie lebe durch seine Gnade weiter auf dem Hofe. Sie will klar sehen.

„Solange die Zeit schlecht ist, und bis man es in Ruhe, ohne Übereilung und ohne Schaden für dich, richtig ordnen kann. Fürchte dich nicht.“

„Ich fürchte mich nicht!“ sagt sie laut und steht auf.

„Dann um so besser. Und Glück auf!“ Er begleitet sie zur Tür.

Sie geht wieder über die milchig dampfenden Wiesen. Dort ist ihr Hof. Dort steigt warmer Rauch. Eine Zeitlang noch — was wird dann sein? Klarheit hat sie wollen, er hat Gnade gegeben. Zum erstenmal fühlt sie stark, daß sie Witwe ist, ein Weib, das schon die Bibel dem Schutze der Mitmenschen empfahl. Eine hilflose. Gedemütigter Stolz kneift ihr die Lippen zusammen.

Sie stürzt sich mit doppeltem Eifer in die Arbeit. Als erste wach, als letzte im Bett. Sie schindet ihre vierunddreißig Jahre ab. Die Mägde haben ihren scharfen, bewachenden Blick immer im Rücken. Sie duldet keine trödelnde, lässige, müßige Hand.

Einen Monat nach dem Begräbnis schickt sie Volkers die regelmäßige Abschlagszahlung auf den Hof. Noch vor drei Wochen hätte sie geglaubt, daß es diesmal nicht möglich sein werde, dem kargen Hof das Geld herauszupressen.

Am nächsten Tage steht Volkers da. Sie hat ihn kommen sehen über das gewellte Wieseland. Ihr hat das Herz einen Augenblick lang gestockt, wie jedem Schuldner, wenn Gläubigerfuß seinen armen Boden betritt. Will er sagen, es sei ihm zu wenig, er wolle doch mehr und

rashere Abzahlung? Will er sie hetzen, antreiben? Sie hat nichts. Nichts als ihre arbeits-harten Hände mit den Schwielen. Die regt sie siebzehn Stunden im Tage.

Volkers kommt herein und sagt, er könne ihr zwei Milchkühe schicken und acht Legehennen. Leihen, sagt er. Er habe von seinen Knechten gehört, daß sie mit den Legehennen solches Glück habe, das gebe dann wieder Aufzucht.

„Dann wächst meine Schuld noch mehr,“ sagt sie nachrechnend.

„Nein, deine Schuld wird dadurch nicht größer. Es liegt in meinem Vorteil dir aufzuhelfen.“

„So — ja?“ sagt sie. „Dann also gut.“

Ein schleppendes Gespräch dehnt sich zwischen ihnen. Dann geht er. Sie atmet erleichtert auf. Der Geruch eines fremden Menschen bleibt ihr noch lange in der Stube. Lederstiefel, Tabak, Mannsgeruch.

Die Witwe Kreuzen steht im Hof und rechnet. Die Kühe haben im Anbauanstall Platz, die Legehennen im Schuppen.

Das Jahr geht mit Arbeit hin. Der Hof kommt durch zähe Arbeit in eine kleine feste Blüte. Früher hat der Mann mit seinem weinerlichen Dreinreden und schließlich mit seiner langen Krankheit sie nie soviel an die Arbeit herankommen lassen, wie sie es jetzt kann. Mitunter schickt sie anderthalbmal mehr Abschlagszahlung als vorgesehen war, zu Volkers hinaüber und befriedigt noch diesen und jenen kleinen Gläubiger. Das ist immer ein guter Tag für sie. So erkämpft sie sich jeden kleinsten Ziegel zurück. Noch bleibt eine Riesenlast von Schulden. Aber wenn sie nachrechnet, gehört ihr doch schon dies und das wieder. Sie fühlt sich nicht mehr so arm.

Wieder kommt Volkers auf den Hof. Sie hat noch immer das leise Schauern, das misstrauisch lauernde Gefühl, so oft er, der Gläubiger, erscheint.

Er redet heute besonders lang und breit herum. Von den Nachbarn, von sich, von dem unehrlichen Knecht, den er hinauswarf. Zwar ist es Sonntag, aber auch da ruht sie nicht, aus allen Winkeln ruft Arbeit.

„Bäuerin, ich möcht' heiraten“, sagt er plötzlich und schluckt dazwischen. Als sie ihn ansiegt und weiter schweigt, um zu warten, was sie dabei solle, ob er vielleicht ihre Fürsprache wolle bei diesen und jenen, die Töchter haben, setzt er rasch hinzu: „Dir!“

Ihre braune Stirn zieht sich zusammen. Ihr Stolz quillt auf. Weil er ihr Gläubiger ist, meint er, die Hand ausstrecken zu dürfen, wie er mag! Glaubt er etwa, er dürfe sie nehmen wie einen Gegenstand: Du, ich pfände dich, als wärest du ein Stück des verschuldeten Hofs, eine Kuh, ein Pflug? Stolz und wild war sie immer. Kreuzen hätte sie nie bekommen, wenn er vor ihr nicht gekrochen wäre wie ein frisches Tier.

„Du schweigst lang,“ sagt Volkers.

„Du bist mein Gläubiger. Was tuft du, wenn ich nein sage?“ fragt sie gerade heraus.

Er schaut sie betroffen an. „Es ist dir Ernst um dieses Nein?“

Sie nickt.

„Und warum?“

Warum? Gründe will er wissen? Sie zuckt die Achseln. „Es käme mir vor, man hätte mich gezwungen, weil du mein Gläubiger bist.“

Er steht auf. „Zwingen will ich dich nicht.“

Er geht.

Eine Weile steht sie und sinnt. Wird er sich rächen?

Wenn sie den Kopf hebt, kann sie ihn übers Wiesenland fortgehen sehen. Er ist stämmig und stark, wie er dort geht. Zwei Mägde stehen und sehen ihm nach. Warum sehen sie ihm so lustern nach und dann auf die Stubenfenster der Frau? Sie stampft mit dem Fufze. Hätte sie die beiden jetzt bei der Hand, sie hätte sie gezüchtigt.

Weiter geht die Arbeit, weiter das Räcken von früh bis spät. Manchmal gelingt es leichter, manchmal schwerer, die monatlichen Abschlagszahlungen zu leisten.

Volkers hält das Geld jedesmal nachdenklich in der Hand und bedenkt, wieviel Schweiß, Mühe und Pein daran haften; und für ihn ist es ein kleines Stück Geld, alles zusammen, was sie ihm schuldet, kaum der Rede wert.

Die Kreuzenbäuerin fährt zu Markt, etwas neues Feldgerät kaufen. Wenig, nur das, was sie dringend braucht. Trifft dort alte Bekannte ihres Mannes, sie kommen ins Reden. Eine weißhaarige Frau, die einst Hof und Haus besaß und jetzt einen armseligen Marktstand mit Bretterbude hat, bittet sie, ob sie ihren Ältesten auf den Hof nehmen wolle. Für ihn seien Dorf und Staub nichts, der Arzt meine, es schade seiner schwächlichen Lunge, er solle hinaus auf die Wiesen, wo der Wald nah ist, reine Luft, Feldarbeit. Keinen müßigen Eßer wolle man ihr aufhalsen. Arbeiten könne er fest mit seinen

vierundzwanzig Jahren, sie könne es versuchen. Die Bäuerin steht im brodelnden Treiben des Marktes, bedenkt sich. Der Bursche steht neben der Mutter und wartet, er ist schmächtig, aber groß.

„Wollen sehen,” sagt die Kreuzenbäuerin. „Schick’ ihn hinaus.“

Sie richtet ihm eine Kammer neben der Knechtskammer ein. Trägt selbst das Bettzeug herzu. Schon fährt das Marktwägelchen vor.

„Gott zum Gruß!“ Sie gibt ihm die harte Hand, weist mit dem Kinn in die Kammer hinein. „Da wirst du wohnen. Morgen siehst du zu, ob die Arbeit dir liegt.“

Er gewöhnt sich ein, arbeitet gern, eines Bauern Sohn, der den Erbhof verlor, was täte er lieber als Feldarbeit, Wartung des Viehs, freien Himmel über sich, Bodenscholle unter sich oder vom warmen heimatischen Geruch des Stalles umschlossen! Er blüht auf unter Luft und Sonne, bräunt sich, sein Brustkorb wird breit, seine Schultern sprengen die Nähte von Hemden und Röcken.

Eines Sonntags kommt die alte Mutter, weint, dankt, segnet.

„Halt’ ihn nur streng, Kreuzenbäuerin! Es sind junge Mägde auf deinem Hof! Er soll kein Lotter werden.“

„Hier wird man kein Lotter,“ erwidert die Bäuerin.

Man könnte nicht sagen, daß er den Mägden nachschielte. Eher anders. Die Mägde sagen, er schiele nach der Frau. Sie weiß es nicht, sie hält es für Demut und Bravheit, daß er ihr an der Schürze hängt mit seinen vierundzwanzig Jahren, daß er ihr bald dieses, bald jenes schwere Gerät aus der Hand nimmt und dazu sagt: „Läßt es mich tragen, Frau!“ Er ist kein unnützer Effer auf dem Hof, er hilft überall mit, sogar ihr beim Rechnen. Das war ihr immer etwas hart und schwer, ihm ist es leicht. Seit die Mutter die Bude hat, kann er auch Bücher führen, die den Ertrag berechnen. Die Bäuerin läßt sich von ihm ausrechnen, wieviel vom Hofe ihr nun wieder gehört.

„Ein Drittel,“ berichtet er.

„Also noch zwei oder drei Jahre Arbeit, wenn gute Ernten sind,“ erwägt die Frau. „Dann arbeite ich wieder für mich und nicht mehr für Gläubiger.“

Der Bursche ist es, der jetzt immer die Abschlagszahlungen zu Volfers hinüberträgt.

Eines Tages fällt ihn die Krankheit wieder

an. Fieber, rote Flecke, stoßender Atem. Die Frau kocht ihm Kräutertee, schickt ihm den Knecht zur Pflege. Am Sonntag darauf sitzt er schon im Lehnsstuhl am Stubenfenster. Die Mägde sind fort, der Knecht schmaucht draußen im Heu. Die Bäuerin bringt dem Genesenden dampfende Milch.

„Du bist gut zu mir, Frau!“

„Schon recht,“ wehrt sie ab.

Plötzlich weint er los. Sitzt und weint in seine Hände.

„Was ist?“ fragt sie.

Er weint weiter. Kinderlaut ist in dem rauhen Männer schluchzen.

Sie steht in ihrem schwarzen Kleid groß neben seinem Lehnsstuhl.

„Wirst nicht frank bleiben. Das ist nur Aufblackern, dann wird’s wieder gut.“ Sie hat nur ein paar kurze unbeholfene Worte, mit denen sie trösten kann.

„Darum wein’ ich nicht!“ sagt er hinter seinen Händen.

„Warum denn?“

Er schweigt. Die Sonntagsstille geht durchs Haus.

„Nun denn, überleg’ es dir noch, ob du es sagen kannst. Ist nicht gut, Schwermut in sich tragen; das zehrt!“ Sie wendet sich der Tür zu.

Eine heiße Hand langt bettelnd nach ihrem Kleid. Sie sieht ihn betroffen an; glaubt, jetzt solle sein großes Geheimnis heraus. Aber er sitzt und würgt daran und kann es nicht sagen.

„Sag’s!“ ermahnt sie.

Er hält noch immer ihr Kleid in der Hand. Jetzt gräbt er sein Gesicht in den rauhen schwarzen Stoff und stammelt aus seinem Herzen heraus. Sie tritt barsch zurück.

„Schweig!“ sagt sie. „Du Kind!“ Und geht hinaus.

Er wird gesund. Wie ein Hund schleicht er ihr nach, demütig, bettelnd, stumm. Wo ihre hohe große Gestalt auftaucht, ist auch er.

Bis er sie einmal in der Vorratskammer an sich zieht und sein Gesicht mit einem Kuß in das ihre drängt. Schon will sie ihre Hand ihm ins Gesicht hageln, da sieht sie seine Augen. Kinderaugen, treuherzig, verliebt, bettelnd. So hat Kreuzen sie weich gemacht und ihr Za bekommen. Wo sie herrscht und beschützen kann, stark, groß, wie sie auch in ihrer Seele ist, da duldet sie Liebe leichter.

Sie ist nahezu zehn Jahre älter als er. Was daraus werden soll, fragt sie sich gleich im näch-



Alte Mühle.

sten Augenblick. Aber die Arbeit drängt heran, sie hat kaum Zeit an sich zu denken. Sie hält ihn nur von sich ab, jagt ihn aber nicht fort. Er ist demütig und dankbar, wagt sich nicht wieder näher, schaut schon selig, wenn sie ihm einen Blick schenkt. Nichts ändert sich im Ton zwischen ihnen. Er sagt weiter: „Frau“, und sie spricht zu ihm wie zu einem Untergehenen. Aber ein kleiner Ton von Wärme fließt manchmal ein, wenn sie sieht, wie seine Augen in demütig wartender Sehnsucht auf ihr brennen und das Feuer ängstlich verborgen, sobald ihr Blick sie trifft.

Wochen vergehen. Ein paarmal trägt er Trockenmeine umher, weil sie ihm nicht mehr gibt als ein freundliches Ansehen, weil er so bitter knapp gehalten ist von ihr. Dann herrscht sie ihn an. Wuchtet nach strengem Wort finster an ihm vorbei. Weist ihm Arbeit zu, die ihn tagelang dem Hause fernhält. Ist strenger mit ihm als mit der jüngsten Magd. Bis er sich duckt.

Ein klarheller Morgen. Die Frau sitzt vor der kleinen Geldtruhe, die sie vor sich auf den Tisch gestellt hat. Der Bursche steht an der anderen Breitseite des Tisches.

„Dies hier trägst du zu Volfers. Es ist die Abschlagszahlung, die ihm gebührt, und ein Viertel dazu. Dies trägst du zu Daubner, dem zweiten Gläubiger. Es ist der Rest, der ihm von mir gebührt. Gott sei Dank, mehr schulde ich ihm nicht. Du nimmst Bestätigungen bei beiden! Dieses Geld hier trägst du zum Kaufmann ins Dorf. Es ist für Peitsche und Drahtgitter, die er geliefert hat.“

Er steht und schaut.

„Geh!“ sagte sie.

Er neigt sich etwas vor und späht in die Truhe hinein. Ein paar Scheine liegen noch auf dem Grunde.

„Könnte man nicht auch Wollander bezahlen? Er drängte unlängst, und es sind just ein paar Gulden da.“

„Er drängte? Dann laß ihn drängen. Er wird es kriegen zu seiner Zeit und am festgesetzten Zahlungstage.“

„Sein Weib liegt krank, hat er gesagt. Arzt und Medizin fressen alles auf.“

„Wieder krank? Gib ihm also das Geld. So.“ Sie zählt die Scheine vor ihn hin. „Vergiß nicht, Bestätigung zu fordern.“

„Ja.“ Er geht.

Mittags kommt er zurück. Gleich nach dem Essen kommt seine Mutter angefahren, bringt

einiges Gerät, das die Bäuerin bestellt hat. Bleibt mit dem Sohn in der Kammer, da die Frau, mit dem letzten Bissen im Munde, fortging, um denen, die auf dem Felde arbeiten, das Essen zu bringen. Die Kreuzenbäuerin kommt schneller zurück, als sie vermuteten. Sie sieht an der Hausmauer, unterm Kammerfenster des Bürschens ein frisches Huhn kauern. Keine Magd hatte auf das Tier acht. Sie geht näher, bückt sich, untersucht das ängstlich widerstrebende Tier, entdeckt an dem Flatternden ein verletztes Bein. In der Kammer drinnen hört sie Stimmen:

„Und bist noch nicht weiter mit ihr? Nicht um ein Stück? Kannst dich schämen! Ich dachte, ich käme heute schon als Bräutigamsmutter daher!“

„Sie ist hart. Sie ist zehn Jahre älter als ich, ich werd' sie schon herumkriegen! Geduld muß man haben. In ein paar Monaten bin ich hier Herr und Bauer, hau' ihr auf den harten Nacken, wenn ich will, darauf verlass' du dich!“

Die Bäuerin steht und läßt die Henne aus ihren Händen fortflattern.

Mit schwerer Zunge sagt sie abends: „Die Bestätigungen gib her!“

Er frammt in seinen Taschen, obwohl er bei seinem Botengang die andere Troppe trug. Hart und schwer sind ihre Augen immerfort auf ihn. Er geht in seine Kammer hinüber, sie hört ihn geräuschvoll suchen. Er kommt zurück. Unverwandt folgen ihre Augen allen seinen Bewegungen.

„Nun?“ fragt sie befehlend.

„Vielleicht hab' ich sie auf dem Weg aus der Tasche gestreut.“

„Nimm die Stallaterne und such'!“

„Jetzt — in der Nacht auf dem Fahrweg suchen?“ Er starrt sie an.

„Wenn man bei Tag verliert, kann man bei Nacht suchen! Geh!“

Er geht. Sie hört, wie er die Haustür zuknallt.

Eine Stunde wartet sie. Er kommt. „Nichts habe ich gefunden.“

Sie antwortet nicht, geht aus der Stube. Starr, bleich steht er da und schaut vor sich hin.

Bei Morgengrauen jagt er zu seiner Mutter ins Dorf. Sie hockt breit bei ihrer Bude auf dem Markt, sieht ihm erwartungsvoll entgegen, verändert jäh das Gesicht, als er mit wirren, feuchten Worten wie ein Gehetzter zu stammeln beginnt.

„Unterschlagen hast du? Gestohlen? Bist du toll? Jetzt ist's aus zwischen ihr und dir! Woher soll ich das ersezzen, was du verlumpt hast? Du! Wart' nur!“ Haut ihm rechts und links ins Gesicht vor allen Leuten. Kreischt, flucht, schreit, weil er sie durch die Lumperei eines einzigen Vormittags um das satte, fette Schwiegermutterglück brachte, das sie sich erhoffte.

Noch haut er auf die Güte der Frau. Er findet sie nicht daheim.

Die Kreuzenbäuerin ist am frühen Morgen schon fortgegangen, zu Volkers, zu Daubner, zu Wollander. Nein, niemand hat den Boten oder das Geld gesehen, nicht gestern, nicht heute. Keinerlei Zahlung sei in ihrem Namen geleistet worden gestern. Sie geht.

Zu Hause steht der Bursche. Lächelt ihr zu, kindlich, von untenher. Es soll sie entwaffnen.

Mit geschlossenen Fäusten tritt sie vor ihn hin. „Du hast gestohlen! Ins Gefängnis gehörst du. Deine alte Mutter tut mir leid, obwohl ihr Herz nicht reiner ist als deines! Geh! Bring' zuerst noch deine Uhr her und den neuen Rock, den du von mir hast! Mageres Pfand für das, was du gestohlen hast! Schweig! Kein Wort will ich hören! Und dann schau, daß du meinen Boden nicht mehr betrittst!“

Er will zu ihr, will etwas sagen. Sie scheucht ihn mit einem Laut, wie man ein räudiges Tier jagt, das sich an einen drängen will.

Die Mägde stehen und sehen ihm nach, wie er mit seinem Ranzen am hellen Vormittag davon geht.

Grelle Blässe über den strengen Wangen, die Augen starr, steht die Frau. Zorn und Schmerz pochen ihr tobend im Geäder. Da kam so ein Junger, dem neigte sich ihr herbes Herz zu, weil er etwas Hilfloses hatte, weil sie ganz Macht war über ihn, sie, das männerstarke Weib. Nun hat er sich entpuppt, der eifersüchtige, gemeine Einschleicher, der sich auf ihrem Hof versorgen wollte und noch dazu stahl. In bitterster Wut windet sie sich tagelang.

Mit dem Hof geht es schlechter. Ihre Arbeitskraft läßt nach und gleich auch die des Gesindes. Da und dort wird ein günstiger Augenblick für Tausch und Verkauf versäumt. Arbeit bleibt liegen. Zwei Monate lang bekommt Volkers keine Abschlagszahlungen.

Die Kreuzenbäuerin geht zu Volkers. „Mußt mir Stundung geben eine Zeitlang.“

„Gut.“

Sie will schon gehen. Er hält sie zurück. „Du

siehst schlecht aus, Kreuzenfrau.“

„Mag sein. Weiß nicht.“

Groß, fest, ruhig steht er. Stark wie sie, reif wie sie, ernst wie sie.

„Hast du Kummer auf dem Hof?“

„Gehabt.“

„Und reinen Tisch gemacht?“

„Reinen Tisch gemacht.“

Er tritt drei Schritte näher zu ihr. Magdgeschwätz ist bis zu ihm gedrungen. „Was war an ihm besser, daß du ihn mir vorzogst?“

„Willst du mich demütigen, weil ich deine Schuldnerin bin?“ feucht sie mit bebendem Munde.

Er schüttelt den Kopf. „Du hättest mich genommen, wenn ich nicht dein Gläubiger gewesen wäre und du nicht immer hättest meinen müssen, ich wolle dich zwingen, weil ich deinen Hof in der Hand habe!“

Sie schaut ihn an. So gut also kennt er sie? „Warum hast du mir das nicht vor Monaten so gesagt?“ preßt sie hervor.

„Weiß nicht. Nicht immer gibt Gott einem das rechte Wort. Du hättest ein leichteres Jahr haben können — und ich auch,“ sagt er und sieht an ihr vorbei.

Die Frau geht heim. Schwüle steht über den Feldern.

Ihre Mägde lummeln schlaftrig. Sie schaut sie an. Mit Augen wie einst. Streng, wach, mahnend. Sie regen sich, wimmeln geschäftig an die Arbeit. Geräusch des Schaffens füllt wieder das Haus. Die Frau geht wieder umher wie früher. Sieht alles, hat den Blick in jedem Winkel. Als hätte sie sich Kraft geholt vom Volkershofe.

Manchmal, wenn sie über den Acker geht, bleibt sie stehen, sinnt zum Nachbaracker hinüber. Hier von ihrem Acker aus braucht sie nur weiterpflügen zu lassen, und alles verschmilzt zu einem großen Acker. Volkers ist ehrlich und ein ganzer Mann.

Die nächste Abschlagszahlung ist in sechs Wochen herausgearbeitet. Sie trägt sie selbst zu Volkers. Wem sollte sie trauen? Wen sollte sie schicken? Er nimmt ihr das Geld aus der Hand, behält ihre Hand in der seinen, reift das Weib zu einem ungestümen Kuß an sich.

„Volkersbäuerin!“ sagt er und hält sie fest in seinen Armen.

Wohlig drückt die Frau den schweren Kopf an seine Brust. Fühlt zum erstenmal im Leben: Herrschen ist nicht gut für ein Weib, lieben ist gut ...